

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabbrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 25. Juli 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Westernhagens Schwindel.

Humoreske von Leo von Torn.

Die „Generalstäbler“ hielten durch die mit Quirlanden und Flaggenmasten geschmückte Hauptstraße des Städtchens ihren Einzug. Das heißt: So sehr auch die jungen Damen hinter den festlich blanken Fenstern nach den schmucken Offizieren ausschauten und so lebhaft die noch jüngere Jugend die Gäste anhurrahte — die grüne und landesfarbene Dekoration galt nicht eigentlich ihnen. Leutnant von Westernhagen befand sich in einem sanften Irrthum, als er seinem Nachbar die Reitgerte in die Rippen bohrte und sagte: „Nee, Lottwitz — nu sehen Se bloß mal an, was sich die Leute für Umstände machen!“

Der also Mißhandelte und Angeredete quiekte leise auf und quittirte vorerst dadurch, daß er dem Schlachtroß seines Freundes Westernhagen heimlich in die Flanke trat. Nachdem er mit Befriedigung gesehen, daß die Rosinante trotz ihrer durch einen siebenstündigen Ritt erschöpften Lebensgeister allerhand Kapriolen aufstellte, die ihrem ermüdeten Reiter höchst unbequem waren, sagte er harmlos:

„Das darf Sie aber nicht gleich veranlassen, Vorstellungen geben zu wollen. Uebrigens, Dickerrchen, glaube ich nicht, daß das uns gilt. Der Alte hat sich doch erst heute früh entschlossen, die Reise über dieses Nest gehen zu lassen. Aber was haben Sie denn bloß mit Ihrem Gaul?“

„Weiß der Teufel —“ leuchte Leutnant von Westernhagen, indem er mit beiden Händen in die Kandarre griff, „das Best infamige muß das baumelnde Grünzeug nicht vertragen können! Willst — Du stillhalten — bözartiger Schinder . . .“

Aber je mehr er sich bemühte, das Thier zu beruhigen, desto lebhafter wurde es. Ungeberdig drängte es nach vorn, wo Seine Exzellenz, der „Führer der Expedition“, nebst zwei Statsmägigen und seinem Adjutanten die Läte hatten. Diese Strebbarkeit des Gauls war nun äußerst unangenehm, denn der Herr General gab viel auf Haltung zu Pferde — und schon mancher, der sich für den Generalstab berufen gefühlt, war nicht auserwählt worden, weil er sich mit der unvernünftigen vierbeinigen Kreatur nicht in guter Form abzufinden gewußt hatte.

Dem kleinen dicken Husaren brach also nicht nur der Zornsondern auch der Angstschweiß aus, als der Fuchs immer weiter, von den heimlich piesackenden Sporen des Grafen Lottwitz ab und vorwärts drängte. Selbst der Straßenjugend fiel der Ringkampf zwischen Roß und Reiter schon auf. Eine Katastrophe war unvermeidlich — und als der Gaul schließlich vollends abkourbettirte, freute sich der zerstreunungsbedürftige Lottwitz wie ein Spitzbube und rief dem Davonreitenden halblaut nach:

„Grüßen Sie den Alten von mir, Westernhagen, und sagen Sie ihm, ich wäre müde — er möchte mal hier auf vierundzwanzig Stunden stop machen!“

Ein unterdrückter Fluch war die Antwort. Eine Minute darauf drängelte sich der Husar zwischen dem Tiger und dem Leu — das heißt zwischen einem der Statsmägigen und dem Adjutanten — schlank durch und klebte sich vertrauensvoll an die Seite von Exzellenz.

Wenn der Gaul direkten Wegs nach Timbaktu gerast wäre, hätte das den Leutnant lange nicht so entsezt, als gerade dieser Aufenthalt. Ob die Mähre ausgerechnet nur den runden Klingelsporen Seiner Exzellenz keine Heimtücke zutraute oder ob sie in der maroden Stute des Generals eine alte Freundin erkannte — Thatsache war, daß das eigensinnige Vieh vorläufig nicht gesonnen schien, die liebe Nachbarschaft aufzugeben. Friedlich trottete es nebenher und gab seiner Verachtung für alles, was hinten war, in einer Art kund, wie sie Pferde wohl manchmal an sich haben. Die Kavalkade war einfach baff.

Auch Exzellenz machte recht erstaunte Nasenflügel. Aber der General war von dem langen Ritte doch zu sehr abgespannt, um gleich auf etwas Arges zu kommen. Langsam drehte er den Kopf dem rathlos salutirenden Leutnant zu und sagte ebenso langsam: „Na, Westernhagen, was haben Sie denn auf dem Herzen —?“

Heiliger Wimbam, flehte der Unglückliche in sich hinein, was habe ich denn auf dem Herzen! Daß er im Augenblick keinen anderen Wunsch hatte, als sich einige Kilometer näher dem Mittelpunkt der Erde und seinen Gaul beim Satan zu sehen, konnte er nicht gut sagen. Plötzlich tönten in seinem fieberhaft arbeitenden Hirn die Worte nach, welche Lottwitz ihm zugewispert, und fast gleichzeitig passirte man eine Quirlande, von der ein Transparent herabhing:

Heil unseren Schützen!  
Sicheres Auge, sichere Hand  
Schirmen unser Vaterland!

„Exzellenz —“ schnarrte Fred von Westernhagen, indem er die Grußfinger an den Mützenkamm heftete und seine Lügenseele Gott befohl, „vorhin ist ein Herr — äh — an mich herangetreten — ob Exzellenz — äh — wohl große Güte und Gewogenheit haben würden — städtisches Fest mit Anwesenheit zu beehren —“

„Nett von den Leuten — freut mich“, nickte der alte Herr mit wohlwollendem Lächeln. „Wollen mal sehen. Würden dann hier über Nacht bleiben müssen, anstatt in Dingsda. Wer war denn der Herr?“

„Namen habe nicht verstanden, Exzellenz — schien aber alter ausgeübter Soldat —“

„Wohl Hauptmann der Schützengilde, was?“

„Zu Befehl, Excellenz, so schien es mir. Hatte verschiedene Kriegsbentmünzen —“

„So — na, dann wollen wir freundliche Einladung eines alten Kameraden annehmen.“

Der General machte auf seinem Pferde eine halbe Wendung nach hinten und winkte seinem Adjutanten.

„Schmeeling, telegraphiren Sie mal nach Dingsda ab; wir bleiben hier.“ Gleich darauf hob er seinen Finger bis zum halben Weg an seine Mütze und sagte mit einer Freundlichkeit, welche den Leutnant unter minder kiplichen Umständen entzückt haben würde: „Ich danke Ihnen, lieber Westernhagen, danke Ihnen sehr.“

Wenn ein Vorgesetzter dankt, so heißt das im militärischen Sprachgebrauch: Jetzt kannst Du gehen, mein Sohn. Und der kleine dicke Fred wußte das sehr wohl — leider aber war sein Pferd auf diese feine Verstehtste nicht zugeritten. Kein Schenkelbruch, kein laises Zureden mit Bügel und Sporen vermochten es zur Aufgabe seiner bevorzugten Position an der Seite der Excellenzstute zu bewegen. Und wieder sagte der General — diesmal mit etwas Nachdruck: „Ich danke Ihnen, Herr Leutnant.“

„Bitte —“ stöhnte der Unglückliche in sich hinein und nahm das „Beest“ so heftig zwischen die Beine, daß es „Quiel“ und noch etwas anderes machte. Aber von der Stelle gehen — nicht die Spur. Eben klemmte Excellenz befremdet sein Augenglas ein und wollte gerade zum dritten male danken, als die Kavalkade zum Glück vor dem Hotel hielt, wo abgestiegen werden sollte. Das war die Rettung.

Die Herren saßen ab und übergaben die Pferde den bereits harrenden Burschen. Der General machte noch eine kurze Mittheilung von der veränderten Disposition, und dann ging man auseinander, um sich nach dem anstrengenden Ritt zu restauriren.

Nur Leutnant von Westernhagen gab sich keine Ruhe. Wie ein wildgewordenes Elefantenküken segte er in den unteren Räumen des Gasthofes herum, wisperte mit dem Wirth, dem Oberkellner und dem Hausdiener — und schließlich schob er mit dem letzteren ab, um sich den Weg zum Hause des Schützenhauptmanns zeigen zu lassen.

Es war zwei Uhr nachmittags. In einer halben Stunde sollte die Feier losgehen. Einige der Offiziere saßen bereits unter den Oleanderbäumen vor der Thür des Hotels; andere schliefen noch. Zu diesen gehörte Lottwitz. Eben aber schreckte er auf von einem Pochen an seiner Zimmerthür.

„Wer ist denn da!“

„Lottwitz, thun Sie mir den einzigen Gefallen und machen Sie auf!“

„Herrje, Dickerchen —“ sagte der Graf, nachdem er sich von der Chaiselongue aufgerappelt und geöffnet hatte. „Sie weinen ja förmlich — was ist denn los!“

„Mensch!“ heulte der Kleine, indem er hereinstürmte und sich ächzend auf die noch warme Chaiselongue fallen ließ. „Es giebt ja ein Drama! Es ist überhaupt aus!“

„Nanu, haben Sie denn den Herrn Gildenkommandeur nicht getroffen?“

„Getroffen, ja —“ antwortete Westernhagen kläglich, „aber wissen Sie, was der Mann ist?“

„Na Stadtrath, wurde doch gesagt —“

„Ist er auch. Nebenamtlich ist er — Schneider!“

„Kindchen, das will doch nichts sagen! Ich kenne Schneider, die es mit manchem Militär aufnehmen.“

„Der nicht, Lottwitz, — der nicht! Der Mann hat ein X-Bein —“

„Blos eins? Dann geht's ja noch,“ erwiderte der Graf unerschütterlich trocken. „Das kann ihm im Kriege krumm geschossen worden sein.“

„Am Kriege? Vächerlich! Der Mann ist nicht 'mal Soldat gewesen! So 'was von „d. u.“ (dauernd unbrauchbar) habe ich überhaupt noch nicht gesehen! Und 'ne Stimme hat der Mensch —

das giebt's bloß noch in der Türkei! — Den habe ich dem Alten als Kriegskameraden aufgelohlt — — sooooh!“

Lottwitz war an das Fenster getreten, um sein Gesicht nicht sehen zu lassen. Nach einer kleinen Weile sagte er ablenkend:

„Wissen Sie, Westernhagen — nebenan ist das Rathhaus — die Herren Schützen treten eben an: Die Haltung der Leute ist gar nicht schlecht, finde ich. — Kommen Sie mal schnell her — — ist der kleine Herr, der da eben naht, der Hauptmann?“

„Ja!“ schrie der Husar. „Das ist er!“

„Na hören Sie mal! Für einen Mann mit einem X-Bein geht er doch wie ein Licht! — Wenn Sie ihn nur wegen des Alten instruirt haben — —“

„Natürlich —“ erwiderte Leutnant von Westernhagen schon etwas muthiger, da die Haltung des Hauptmanns faktisch über alles Erwarten gut war. „Ich habe ihm gesagt, daß der Alte beim Einholen der Fahne wahrscheinlich zugegen sein werde.“

„Pst — —“ flüsterte der Graf, indem er sich etwas ins Zimmer zurückbog und auch den Kameraden zurückzerrte, „eben tritt der Alte aus dem Hause —“

Kaum war das ausgesprochen, so gellte von der Straße her ein Krähen durch die Luft, als wenn es morgens drei Uhr und auf dem Lande gewesen wäre —:

„Aaaachtung — riiiiiecht Euch — — z'rück, z'rück — bis an Elkan sein' Riiiiienstein, wo wir voriges Jahr gestanden haben — präsentirt das Gewäääähr!“

Leutnant Fred von Westernhagen wollte sich aus dem Fenster stürzen — aber der vor Vergnügen heulende Lottwitz zwang ihn ins Zimmer mit dem Kriegsruf: „Z'rück, z'rück!! Bis an Elkan sein' Riiiiienstein!“

Als der General wenige Minuten darauf ins Hotel zurück trat und der Adjutant angelegentlich nach Herrn Leutnant von Westernhagen fragte, klammerte sich dieser verstörten Antlitzes an seinen Freund:

„Lottwitz — wo ist hier der nächste Weg nach China?“

Aber es ging alles gut ab — — Excellenz hatte vor Dachen überhaupt kein Wort herausbringen, geschweige denn schelten können.

(Nachdruck verboten).

## Die Nordlandsfahrt.

Humoreske von Oskar Elsner.

„Das muß man aber sagen, Norwegen ist doch in neuerer Zeit als Reiseziel sehr in Aufnahme gekommen. Die Mitternachts-sonne, die rauschenden Fjorde, Drontheim und Christiania, den Rißlagrad u. gab es früher auch schon, aber kein Mensch außerhalb Norwegens kümmerte sich darum. Jetzt gehört es zum guten Ton, in Norwegen gewesen zu sein — und deshalb habe ich beschlossen, meine diesjährigen großen Ferien zu einer Nordlandsreise zu verwenden.“

Also sprach Herr Professor Dr. Bergheim, als er nach dem Mittagessen, bequem in seinem Schaukelstuhl ruhend, in seiner Zeitung eine Reisefeuilleton über Norwegen las. Dabei streifte sein Blick, über die goldene Brille hinaus, seine Lieben, die aus seiner Gattin und seiner einzigen Tochter Hedwig bestanden. Diesen entfuhr bei den Worten des Familienhauptes ein Freudenschrei.

„Das ist herrlich,“ sagte die Frau Professorin, eine üppige Erscheinung gegenüber der Spindelbürrigkeit des gelehrten, aber von der Natur körperlich nicht sehr bevorzugten Gatten, „da werden auch wir die Herrlichkeit des Nordlands kennen lernen, das so wunderbar von Sagen umwoben ist und so herrliche Schönheiten darbietet. Da wollen wir alsbald mit den Vorbereitungen beginnen —“

„Aber erlaube, liebe Leontine,“ fiel der Herr Professor ein, „Euch mitzunehmen, liegt gar nicht in meiner Absicht. Das geht ja garnicht —“.

„Ach, Du meinst wegen Hedwig, die nun einmal den Dr. Breuer liebt und mit ihm noch immer nicht verlobt ist, weil Du davon nichts wissen willst. O, das läßt sich leicht ändern. Gib Deine Einwilligung, dann reist er mit und unser Kind ist glücklich.“

„Thörichtes Zeug schwagest Du da,“ rief der Professor aufspringend, so daß der Schaukelstuhl weit nach hinten überwippte, „dabon ist gar keine Rede. Dieser Breuer paßt nicht zu mir, das ist ein Stubenhocker, ein Philister. Mein Schwiegerjohn muß ein Tourist sein wie ich, muß das Wandern lieben, mindestens fünf Stunden pro Tag spazieren gehen, das allein erhält Leib und Seele gesund.“

„Leider kenne ich diese Deine Schwäche oder vielmehr Stärke“, erwiderte Frau Leontine, „durch die ich zur Einsamkeit verurtheilt bin. Was habe ich eigentlich von meinem Mann? Am Vormittag ist er im Gymnasium, am Nachmittag läuft er bis zum späten Abend spazieren. Dann kommt er müde nach Haus, isst und legt sich zu Bett. Eine nette Ehe!“

Die letzten Worte kamen etwas bitter heraus. Den Professor berührte das aber nicht. „Ja, was kann ich dafür“, rief er aus „wenn Du nicht laufen kannst! Du bist so greulich schwerfällig, daß Du nach einer Viertelstunde gehen schon sitzen willst; meine Gesundheit aber verlangt Bewegung, viel Bewegung — daran kann ich nichts ändern und deshalb Euch nicht mit nach dem Nordlande nehmen. Dort will ich meilenweit wandern, das Gebirge erklimmen, Anchovis an der Quelle essen &c. — das alles ist nichts für Euch. Im vorigen Jahre habe ich Deiner Quälerei einmal nachgegeben und bin mit Euch ins Riesengebirge gegangen — denkt noch mit Entsetzen daran!“

„Hör' mal, Alter,“ replizierte die Frau Professorin gereizt, „höflich bist Du gerade nicht —“

„Will ich auch nicht sein“, rief er dazwischen, „habe gar keinen Grund dazu, wenn ich an diese Ferien denke! Ihr legtet Euch in Krummhübel vor Anker, schließt bis zum Mittag, aßt dann und legtet Euch dann wieder zum Schlummer nieder. Wie sollte ich denn da zu meinem täglichen Wanderquantum kommen? Dreimal mußte ich am Tage auf die Schneekoppe steigen und wieder herunterkommen, ehe ich die nöthige Bettchwere erreicht hatte, und das war etwas langweilig. Ihr seid zu Reisen nicht zu gebrauchen und deshalb nehme ich Euch nicht mehr mit.“

Dagegen gab es keinen Widerspruch, das wußte Frau Leontine und so schwieg sie. Sie war aber auch eine Männerkennerin, darum sagte sie zu ihrem Galten nach einigen Tagen, als er wieder im Behnstuhl Siesta hielt:

„Alterchen, hör' mal zu! Ich habe mir Deine neuliche Auseinanderziehung überlegt und räume jetzt ein, daß Du vollkommen Recht hast in allem, was mich und Hedwig betrifft. Wir sind wirklich keine Touristinnen, können im Wandern in keiner Weise mit Dir konkurriren und müssen Dich daher allein reisen lassen, denn das ist für Dich durchaus nothwendig, und was könnte uns mehr am Herzen liegen als Dein Wohl?“ Dabei sank sie ihm an die Brust.

Der Professor war ebenso verblüfft als gerührt. „Du liebes, gutes Weib“, antwortete er ergriffen, „das vergesse ich Dir nie. Hast Du einen Wunsch, den ich erfüllen kann, nenne ihn, ich sage die Erfüllung hiermit zu“.

„Da Du so liebevoll bist“, entgegnete Frau Leontine, „hätte ich wohl einen Wunsch —“

„Heraus damit“, ermunterte er, indem er die Gattin zärtlich an sich drückte.

„Nun denn, wir wollen vor Deiner Abreise ein schönes Familienfest feiern: die Verlobung unserer Tochter mit Dr. Breuer.“

„Liebe Leontine, das —“

„Das geht sehr gut. Er ist ein tüchtiger Lehrer, hast Du selbst gesagt, und hat doch nicht durchaus nöthig, ein so ausdauernder Fußgänger wie Du zu sein. Auf wen soll Hedwig denn warten? Und sie lieben sich so! Also sei nicht eigenfinnig Bedenke auch: während Du am Nordkap schwärmst, sind wir hier allein; da könnte uns Dr. Breuer so schön Gesellschaft leisten, was er sonst nicht kann. Du wirst uns Reisebriefe aus dem Nordlande senden, wir werden sie zusammen lesen und dabei zärtlich Deiner gedenken, da Du dann zwei junge Herzen vereint hast. Lockt Dich das nicht?“

„Jawohl“, antwortete der Professor, diesmal wirklich begeistert, „das lockt mich! Gut denn, Ihr sollt Euren Willen haben. Am Abend vor meiner Abreise ist Verlobung!“

„Ach Du guter, lieber, kluger Mann“, rief Frau Leontine, betonte dabei das „kluger“ so eigenthümlich, und sank ihm noch einmal an die Brust.

Der Verlobungsabend verlief aufs schönste. Einträchtig saß man um den Familientisch, auf dem sehr eß- und trinkbare Dinge standen, denen man fleißig zusprach. Das Verlobungspaar war selig wegen der Verlobung, Frau Leontine war fröhlich, weil ihr Plan gelungen, und Papa Professor „schwamm in Bonne“, weil seine Nordlandsfahrt am nächsten Morgen beginnen sollte. Er hatte ein Reisehandbuch vor sich und studierte eifrig darin. Plötzlich rief er:

„Nun bin ich mit mir einig. Ich reise von unserm Berlin direkt nach Hamburg und dampfe von dort direkt nach Christiansand. Das ist ein Knotenpunkt; von da kann man rechts nach Christiania, links nach Stavanger, Bergen &c. bis hinauf zum Nordkap. Von Christiansand sende ich bestimmt Nachricht.“

Natürlich freuten sich die Hinterbliebenen schon im voraus auf diesen Brief, hörten allen Vorlesungen des Professors aus dem Reisehandbuche mit scheinbar größtem Interesse zu, obschon ihnen die Fahrten, die sie nicht mitmachen sollten, sehr gleichgültig waren, bis man sich endlich in schönster Harmonie trennte.

Am nächsten Morgen fuhr der Professor in fröhlichster Laune davon. Zuvor hatte er noch „rührenden Abschied“ von den Seinen nehmen müssen, wobei er körperlich noch anwesend, geistig aber bereits abwesend war. Ihm ging der bekannte Vers von Robert Burns durch den Sinn: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier.“

Schon in Hamburg gefiel es unserm Reisenden, der die mächtige Handelsstadt zum erstenmale sah, ausgezeichnet. Er widmete ihrem Studium drei Tage, weil das Schiff nach Christiansand nicht früher abging, und ging dann in See. Natürlich brachte er dieser auf der Fahrt an der schleswig-holsteinschen und jütländischen Küste den üblichen Meerestribut dar, bereute unter diesen anhaltenden Umständen beinahe die ganze Reise und landete schließlich in ziemlich trübseliger Verfassung in Christiansand. Der Ort ist ja nicht übermäßig groß, aber er hat einen vortrefflichen Hafen und die umgebenden Höhen gewähren eine herrliche Aussicht auf Land und Meer. Als der Professor die Seekrankheit und ihre Folgen überwunden, bestieg er besagte Höhen und labte sein Herz an dem, was er von hier aus sehen konnte. Er hatte das etwa eine Viertelstunde lang gethan, als ein Fremder auf demselben Aussichtspunkte erschien. Er betrachtete den Professor mit unverkennbarem Erstaunen, trat dann dicht an ihn heran und rief:

„Bergheim, bist Du es oder nicht?“

Der Professor fuhr jäh herum und starrte den Frager einen Moment an. Dann stieß er hastig hervor:

„Nielsen, Du hier?“

Und so war es. Der Professor hatte als Student mit dem jungen Norweger Nielsen zusammen in Berlin studirt. Nielsen war es um die Kenntniß der deutschen Sprache und Litteratur zu thun, auf daß er sie dereinst in seiner Heimat lehren könne. Das

Leben hatte die beiden Freunde dann, wie so oft, getrennt. Nielsen kehrte nach Norwegen zurück und erhielt schließlich eine Lehrerstelle an der Gelehrtenschule zu Christiansand.

„Das nenne ich aber Glück“, rief Nielsen nach Austobung der ersten Empfindungen aus, „und dieses Glück soll mir nicht im nächsten Augenblick entschwinden. Du mußt zum mindesten acht Tage lang mein Gast sein — ich habe nämlich eine zwar bescheidene, aber mich beglückende Häuslichkeit. Meine Frau wird sich freuen, Dich kennen zu lernen.“

Was wollte der Professor dagegen thun? Mangel an Zeit konnte er nicht vorschützen und so nahm er die so verbindlich dargebotene Gastfreundschaft seines ehemaligen Kommilitonen an. Am Abend schrieb er folgenden Brief an Frau Leontine:

„Meine theure Gattin!

Gemäß meinem Versprechen theile ich Dir mit, daß ich nach allerlei Fährlichkeiten, auf die ich nicht näher eingehen möchte, glücklich hier angekommen bin. Aber denke Dir: ich habe hier unverhofft einen lieben Studienfreund wiedergefunden, der eine reizende Häuslichkeit besitzt. Er läßt mich zunächst nicht fort, will mir alle Schönheiten der Umgegend zeigen. Etwas habe ich davon schon gesehen. Ja, das sind Schönheiten. Man glaubt gar nicht mehr auf der Erde zu sein, wenn man von einer Höhe aus die Blicke schweifen läßt. Ich habe dabei aber gerade an meine Lieben daheim denken müssen. Wie schade, daß Ihr diese Wunder nicht auch schauen könnt! Ach, wenn Ihr doch laufen könntet! Aber so! Da sollte es eben nicht sein. In acht Tagen fahre ich mit dem Dampfer „Nansen“ nach Christiania. Mein wiedergefundener Freund will mich aufopferungsboll dorthin begleiten, damit ich in dem fremden Lande nicht so allein bin. Lebt wohl! Aus Christiania schreibe ich Euch wieder. Ach, ich sehne mich sehr nach Euch und verbleibe Euer getreuer Gatte, Vater und Schwiegervater in spe

Heinrich Bergheim.“

Diesen Brief reichte der Professor seinem Freunde mit dem Ersuchen, in üblicher Weise ein paar Worte dazu zu setzen. „Ich sehne mich gar nicht nach ihnen“, bemerkte er dabei, „aber so etwas ließt sich gut und kostet nichts, auch soll es sie dafür entschädigen, daß sie zu Hause bleiben müssen.“

„Sehr wohl“, sagte Nielsen, „da werde ich mit trösten“, und er schrieb auf den Brief: „Unbekannter Weise sehnt sich mit Dr. Nielsen.“

Darauf wanderte der Brief über die See nach Berlin. Die beiden Freunde wanderten fleißig „rundum“ und der Professor gerieth in immer größeres Entzücken über die nordische Wunderwelt. Und „als die Zeit erfüllet war“, ging er mit dem Freunde an Bord des Dampfers „Nansen“, und sein Entzücken steigerte sich bis zur Begeisterung, als sie den von herrlichen Landschaften umengten Christianiafjord durchfahren, in dessen innerster Bucht sich Christiania aufbaut. Eine erschreckende Abkühlung aber erfuhr seine Begeisterung, als der „Nansen“ am Bollwerk von Christiania anlegte, denn, so heißt es ja wohl bei Körner, „Die Seinen stehen an des Ufers Rand und begrüßen freudig den Schwimmer“. Drei Taschentücher winkten ihm entgegen und diese gehörten seiner lieben Frau, seiner ebenfalls geliebten Tochter und seinem nicht geliebten Schwiegersohn in spe. Der Professor war einfach starr. Sechs Arme öffneten sich ihm, und er taumelte aufs Gerathewohl in die ihm zunächst befindlichen — nämlich in die seiner geliebten Gattin. Nachdem Umarmung und Kuß glücklich überstanden, fragte er:

„Aber wo kommt Ihr denn her?“

„Sehr einfach“, erwiderte Frau Professor. „Du schreibst, Du hättest so große Sehnsucht nach uns und Dein Freund schloß sich dieser Sehnsucht an — da wäre es ja grausam von uns gewesen, wenn wir daheim geblieben. Nein, auf dem schnellsten Schiffswege über Stettin eilten wir hierher, kamen in anderthalb Tagen an, erwarteten nun die Ankunft des „Nansen“, die uns

genau mitgetheilt wurde, und so sind wir nun vereint. Gemeinsam, wie ich es von Anfang an wünschte, machen wir nun die Nordlandsfahrt.“

Der Professor kam sich in diesem Augenblick furchtbar dumm vor; er hatte riesig schlau sein wollen und war von seiner „besseren Hälfte“ riesig „reingelegt“ worden.

(Nachdruck verboten.)

## Reisegigerln.

Blauderei von A. von Senten.

Vor wenigen Tagen erwartete ich auf einem kleinen Thüringer Bahnhof die Abfahrt des Zuges. Als ich auf dem Perron auf und ab schritt, fiel mir eine seltsame Gestalt auf — ein kleiner corpulenter Herr in lederen Kniehosen, Wadenstrümpfen, Bodenzoppe und buntgesticktem breitem Gurt, an dem ein Tabaksbeutel hing. Auf dem bereits ergrauten Haupt trug er einen Tyrolerhut mit Gernsbart, Spielhahnfedern und „Buschen“ und über den Schultern einen grünen Rucksack. Wie er da, aus einer kurzen Pfeife vergnüglich schmauchend, hin und her wandelte, glich er auf's Haar einem jener Tyroler Säger, die seit Decennien zu den beliebtesten Gästen der Singspielhallen und Spezialitätentheater gehören. Da er zudem auch noch wiederholt einen Ansaß zum Tobeln machte, hielt ich ihn thatsächlich für einen solchen. Natürlich verfehlte seine Erscheinung nicht, das Staunen der anwesenden Bevölkerung zu erregen. „Das ist ein Schweuzer“, erklärte ein behäbiger Bauer seiner Gattin. Da trat ein junger Herr herzu und schlug den vermeintlichen „Schweuzer“ oder Tyroler auf die Schulter. Der drehte sich rasch um und — „ei Herrjeses, Herr Gunke!“ entfuhr es im unverfälschtesten Sächsisch seinen Lippen. Lautes Gelächter der Umstehenden, in das ich mit einstimme, folgte dem Ausruf. Das kleine Intermezzo war auch wirklich sehr komisch. Zwei Tage später sah ich den betreffenden Reisegigerl mit Bergstock und Hade auf den malerischen Bergen, die unsere Stadt umgeben, herumklettern.

Nun sind Damen und Herren in Nationaltrachten von der Art der geschilderten ja keineswegs eine Seltenheit in den Alpen und für Hochgebirgstouren erweist sich eine solche Kleidung auch als überaus praktisch, zum Besteigen unserer Thüringer Berge aber dürfte sie kaum nothwendig sein. Zum mindesten bin ich ihr neulich zum erstenmal hier begegnet. Ich fühlte mich beim Anblick von Herrn „Gunke's“ Freund — natürlich hieß der Mann „Kunke“ — lebhaft an Tartarin von Tarascon, den bekannten Helden des gleichnamigen deutschen Romans, erinnert, der, als er gen Afrika zog, um Löwen zu schießen, bereits an seinem Heimatsort als Löwenjäger ausgestattet ins Koupee stieg. Er hatte eine Unmenge Schußwaffen verschiedenster Art, mit denen er die mitreisenden Damen in Angst und Schrecken jagte, bei sich, und war halb als Beduine, halb als Turko gekleidet. Auf Reisen sieht man ja zuweilen solche wilden Waidmänner in den auffälligsten Kostümen. Die letzteren pflegen zwar nicht im orientalischen Geschmack gehalten zu sein, wie dasjenige Tatarins, dafür aber präsentiren sie sich in jener Abgetragenheit, um nicht zu sagen Abgeriffenheit, die zur Zeit unter den jagenden Sportsmen als stilvoll gilt. Auf den Gamaschen und Stiefeln darf die traditionelle Schmutzkruste nicht fehlen und von der Zoppe müssen wenigstens an einigen Stellen die Fäden herabhängen. Andere freilich glänzen auch wieder in Phantasiekostümen, in denen noch nie jemand ein Wild erlegt hat. Es läßt sich so ziemlich als Grundsatz aufstellen, daß die waidmännischen Fähigkeiten dieser Herren im umgekehrten Verhältniß zu der Sorgfalt stehen, die sie auf ihre Toilette verwenden haben.

Das Gleiche trifft auch für jene Reisegigerln zu, die sich speziell für die Reise mit ungeheurem Aufwand von Nachdenken

und oft auch Kosten als Radler, Wassersportsmen *re. equipirt* haben. Ich denke noch mit vielem Vergnügen an einen Pseudoradler, dem ich gelegentlich bei einer Tour durch die Sächsisch-Schweiz wohl ein paar Duzend male begegnet bin. Er hatte sich mit einer weißen Kaschemirbluse, die eine scharlachrothe, in goldene Franzen endigende Schärpe zusammenhielt, ungeheuer weiten Pump-hosen aus braunem Manchester und fleischfarbenen Trikotstrümpfen mit grün und blaukarirten Gamaschen darüber, geschmückt und sein Rad völlig mit allen nur existirenden Radlerartikeln, wie Karten, Laterne, Cyclometer, Pflüt- und Pfeifapparaten, Büchsen mit Fußzeug u. s. w. u. s. w. behängt. Indessen bin ich sicher, daß er während der ganzen Reise sein Bicycle auch nicht ein einziges mal als Fortbewegungsmittel benutzt hat, denn ich sah ihn immer nur auf Dampfschiffen und Eisenbahnen fahren oder in Gasthäusern und Restaurants essen. Vermuthlich konnte er überhaupt gar nicht radeln, wenigstens behaupteten das einige Herren, die sich in ein Gespräch über den Gegenstand mit ihm eingelassen hatten. Beständig aber machte er sich an seinem Rad zu thun, pakte daran herum oder lockerte bald hier, bald dort eine Schraube. Großes Aufsehen erregte vor einigen Jahren auch ein angeblicher Luftschiffer, der Oberitalien während mehrerer Monate unsicher machte. Er war ebenfalls in eine tolle Phantasietracht gekleidet, hatte die Taschen voll Werke über Aeronautik und erzählte allenthalben von seinen Abenteuern und phänomenalen Leistungen auf dem Gebiet. In kurzem wollte er seiner Aussage nach von Florenz aus eine Reise um die Welt in seinem komfortabel eingerichteten Ballon „Bellona“ unternehmen. André war nichts im Vergleich zu ihm.

Viel amüsantere Erscheinungen sind aber doch jene Herren Gigerln, die gar nicht ernst genommen werden wollen und nichts weiter bezwecken, als die Welt durch lustige Tollheiten in Staunen zu versetzen. Vor mehreren Jahren war es Sitte bei ihnen, ihre Rundreisebillets, nebst den Koupons für diesen und jenen Zweck in einem Miniaturkoffer zu tragen, der als Verloque an die Uhrkette gehängt wurde, dann kam jedoch ein tonangebender Gigerl — ein amerikanischer Millionärssohn — der dies für unpraktisch erklärte. „Man muß die nothwendigsten Dinge unterwegs so unterbringen, daß man sie gleich bei der Hand hat und sie nicht erst einem Behältniß zu entnehmen braucht“, sagte er und dekretirte, daß fortan Billets, Uhr, Pistole — die nämlich zum Fliegenschießen unerlässlich ist — Bullrichs-Salz-Pastillen, Riechflacon, Petschaft, Kofferschlüssel, Krimmstecher, Stiefelknecht, Luftkissen, Morgenschuhe, Cognacflasche *re. re.* an einem Bandelier zu befestigen seien, das man über die Schultern zu streifen hätte. Manche tragen indessen den Stiefelknecht auch nur allein an einem Riemen übergehängt. Was man unter den „nothwendigsten“ Utensilien für die Reise zu verstehen hat, wird durch das Beispiel eines der berühmtesten Wiener Gigerln erläutert, der unter seinem Reisegepäck stets eine Leiter hatte. Er huldigte der Gewohnheit, zur Table d'hôte niemals wie simple Sterbliche durch die Thür, sondern immer durchs Fenster zu erscheinen. Wenn nun in der Bel-Étage gespeist wurde, benötigte er daher eine Dachleiter. Der erwähnte Herr hatte manchen Kampf mit den Hotelbesitzern und deren Bediensteten, die seiner Liebhaberei nicht günstig gesinnt waren, zu bestehen und zuweilen geschah es sogar, daß man die Polizei gegen ihn zu Hülfe rief. Er ließ sich dadurch aber nicht irre machen, er stritt sich mit den Deuten herum, bezahlte Strafgebühren und kam am nächsten Ort, den er passirte, doch wieder durchs Fenster zu Tisch. Die konsequente Durchführung dieser Gewohnheit war ihm gewissermaßen Lebenszweck. Ein anderer Gigerl hatte große Unannehmlichkeiten, weil er in den Hotels vermittelst einer kleinen Druckerpresse, die er stets bei sich führte, seine Tageserlebnisse mit Namen und Datum darunter auf die Tisch- und Bettwäsche druckte.

Sehr drollig ist häufig das Gepäck der Herren Gigerln, denn daß sie auch hierbei nach Originalität streben, versteht sich eigentlich von selbst. Bei manchen gilt es als besonders chic,

möglichst viele Stücke zu haben, und um dies zu erreichen, wird jeder Gegenstand in eine andere Hülle gethan. Es kommt vor, daß das Gepäck der Herren mehrere hundert Stück umfaßt. Da auch Zahnbürste, Kamm und Taschenmesser, ja jeder einzelne Hemdknopf in einem Köfferchen für sich untergebracht sind, besitzen viele der letzteren nur einen äußerst geringen Umfang. Daneben findet sich auch gar nicht selten die Vorliebe für seltsam gestaltetes Gepäck, z. B. für solches in Kugelform. Das eines witzigen jungen Herrn machte, da er sich als Umhüllungen lauter gleich große kugelförmige Futterale aus grauem Gummi hatte anfertigen lassen, den Eindruck einer Sammlung riesenhafter Gummibälle. Es soll einen wunderlichen Eindruck gemacht haben, wenn dieselben auf den Bahnhöfen von den Dienstmännern vor sich her gerollt wurden. Ein zweiter Gigerl hatte die Marotte, seine Habseligkeiten in regelrechte Käffer zu verpacken.

Viel besprochen ist jener Oesterreicher, der seine sämtlichen Reisen zu Fuß zurücklegte, dagegen seinen Hut vom Diener in einem Kollstuhl fahren ließ, neben dem er herging.

Eine ganz besondere Art der besprochenen, unstreitig ergötzlichen Menschengattung sind die artistischen Gigerln. Sie gleichen in ihrer meist hellen losen Kleidung, mit den bartlosen rosigen dicken Gesichtern — warum ihnen diese fast ausnahmslos eigenthümlich sind, vermag ich nicht zu sagen — großen fetten Knaben und gleich Kindern spielen sie auch beständig mit etwas. Der eine fängt mehrere Glasugeln gleichzeitig auf, der Zweite spielt Becherball, der Dritte frißt Feuer u. s. w. u. s. w. Ich traf einmal in Dänemark mit einer ganzen Schar dieser possierlichen Figuren zusammen, die durch ihr kindisches Gebahren die Entrüstung der etwas feierlichen und zeremoniösen Dänen herauf forderten. Einer von der Gesellschaft zeichnete sich noch dadurch aus, daß er jedesmal, wenn er ins Koupee stieg oder auf einen Stuhl sich setzte, förmlich turnte und so that, als ob ihm dies die furchtbarsten Anstrengungen kostete.

(Nachdruck verboten.)

## Profura.

Humoreske von Reinhold Ortman n.

(Fortsetzung.)

Er redete ihr eindringlich zu, ihn seinem Schicksal zu überlassen und auf ihrem Rade so schnell als möglich der nächsten menschlichen Niederlassung zuzustreben. Aber sie erwiderte freundlich, das Gewitter sei noch weit, und er würde ohne allen Zweifel abermals den Weg verfehlen, wenn sie ihn jetzt verließ. Mit diesem letzten mochte sie vielleicht recht haben; in der ersten Annahme aber hatte sie sich jedenfalls zu ihrem Schaden getäuscht. Denn mit beängstigender Schnelligkeit schob sich's wie eine grauschwarze, mit schwefelgelben Flecken untermischte Wand über den Baumwipfeln empor. Das warme Halbdunkel des Waldes wurde zu beklemmender Finsterniß, und urplötzlich brauste ein Wirbelwind daher, daß die alten Buchen ächzend erzitterten und mit mächtigem Rauschen und Knarren ihre grünen Häupter schüttelten. Zahllos flammte der erste Blitzstrahl auf, und gewaltig rollte der Donner über den Köpfen der beiden einsamen Wanderer dahin. Es war, als hätte der himmlische Wettermacher damit das Zeichen zu einem wilden Aufruhr der Elemente gegeben; denn fast noch im nämlichen Augenblick prasselte mit brausendem Ungeflüm ein wolkenbruchartiger Regen hernieder. Und es war ein Poltern und Pfeifen, ein Klatschen und Brechen, wie wenn das Ende aller Dinge gekommen sei.

Vom Fenster eines behaglichen Zimmers aus genossen, mochte das ein recht interessantes Naturschauspiel sein; hier im Freien aber war es garnicht sehr vergnüglich. Denn rechts und links brachen dicke Nester nieder, die der Sturm gleich Dinsenhalmern

geknickt hatte. Und die Baumkronen gewährten schon nach Verlauf weniger Minuten nicht mehr den mindesten Schutz gegen den fürchterlichen Platzregen, der die beiden Leidensgenossen in ihren dünnen Sommerkleidern sehr bald bis auf die Haut durchnäßt hatte. Ludwig Gerold, der von aufrichtiger Sorge um seine hübsche junge Gefährtin erfüllt war, machte sich jetzt die heftigsten Vorwürfe wegen seines schändlichen Egoismus. Sie aber bestand die Probe, auf die ihre Liebenswürdigeit und ihr guter Humor da gestellt wurden, in wahrhaft glänzender Weise. Weder die grell aufzuckenden Blitze, von denen mehr als einer ganz in ihrer Nähe eingeschlagen haben mußte, noch das gräßliche, ohrenbetäubende Geknatter des fast unaufhörlichen Donners vermochten ihr einen Aufschrei des Schreckens zu entlocken. Und zuweilen schüttelte sie lachend das Köpfchen, daß aus ihrem Haar und von ihrer runden Mütze nach allen Seiten hin die Wassertropfen sprühten.

„Welche köstliche Erfrischung!“ sagte sie in ganz ungekünstelter Heiterkeit. „Finden Sie das nicht auch?“

Er fühlte sich beschämt durch ihre feinfühligte Art, ihm über seine peinliche Verlegenheit hinweg zu helfen. Und wenn er sie vorher reizend gefunden hatte, so fand er sie jetzt einfach anbetungswürdig. Erleichtert athmete er auf, als der Wald sich endlich vor ihnen lichtete und als durch den grauen Regenschleier das zwischen Felder und Wiesen eingebettete Dörfchen sichtbar wurde. Noch eine kurze Wanderung über aufgeweichte Ackerwege, und sie hatten das Wirthshaus erreicht. Das junge Mädchen zögerte ein wenig, wie wenn es im Zweifel sei, ob es seinen Weg trotz des noch immer in Strömen fallenden Regens nicht lieber gleich fortsetzen solle. Ludwig Gerold aber erklärte mit aller Entschiedenheit, daß sie unter dem schützenden Dache das Ende des Unwetters abwarten und ihre Kleider so gut als möglich trocknen müsse. Lächelnd gab sie seinem Drängen nach. Und es traf sich gut, daß sie in den Besitzern des einfachen ländlichen Gasthauses ein menschenfreundliches und hilfsbereites junges Ehepaar fanden. Die Wirthin verschwand alsbald mit der durchnäßten Radelrin in ihrer Schlafkammer, während Ludwig wenigstens sein triefendes Jackett mit dem Sonntagsrock des Wirthes vertauschen konnte. Als seine Gefährtin nach einer Viertelstunde mit halb schelmischer halb verschämter Miene das niedrige Gastzimmer betrat, hatte er Mühe, einen Ausruf der Bewunderung zu unterdrücken, so allerliebste stand ihr das an und für sich keineswegs geschmackvolle bäuerliche Kostüm der jungen Wirthin zu Gesicht. Sie war anfänglich wohl etwas geniert; aber die kleine Befangenheit war nicht von langer Dauer. Denn Ludwig war zu taktvoll, die eigenartige Situation zu mißbrauchen, und je vollständiger ihn der Liebreiz seiner holden Schicksalsgefährtin gefangen nahm, desto zarter und rücksichtsvoller ward sein Benehmen gegen sie.

Da bei dem Unwetter, das noch immer mit unverminderter Heftigkeit andauerte, an einen Ausbruch vorläufig nicht zu denken war, und da die Romantik ihres Abenteuers die beiden ferngefunden jungen Menschenkinder nicht hinderte, einen rechtschaffenen Hunger zu spüren, bestellten sie ein so opulentes Mittagessen, als die bescheidenen Küchenverhältnisse des Wirthshauses es zu gewähren vermochten. Und nie in seinem Leben hatte Ludwig Gerold ein üppiges Diner so trefflich gemundet, als die einfachen Gerichte, die er in Gesellschaft seiner lebenswürdigen Tischgenossin verzehren durfte. Sie waren vergnügt wie zwei übermüthige Kinder, und dabei war ihre Unterhaltung so unverfänglich, daß sie auch das Lauscherohr der boshaftesten Klatschschwester nicht hätten zu fürchten brauchen. Keines von ihnen hatte bisher ein Verlangen gezeigt, den Namen des anderen zu erfahren. Und es geschah nicht aus Neugier, sondern ganz zufällig und absichtslos, daß die junge Radelrin im Verlauf des Gesprächs die Vermuthung äußerte, ihr Gefährte sei nicht in der Gegend von Neustadt daheim. Ludwig Gerold aber hielt es auf diese Bemerkung hin doch für seine Pflicht,

sich in aller Form vorzustellen, wie er es nach den Vorschriften der guten Sitte längst hätte thun müssen.

In dem Augenblick, da er seinen Namen nannte, entfiel den sonst so geschickten Fingern des jungen Mädchens anscheinend zufällig das Pöpfchen, mit dem sie gespielt hatten, und sie bückte sich hastig, es aufzuheben. Als sie sich wieder aufrichtete, waren ihre Wangen von einem viel lebhafteren Roth überhaucht als zuvor, und das sorglos heitere Lächeln, das ihr so entzückend anstand, war ganz und gar von ihrem Gesicht verschwunden. Sie hatte kein Wort der Erwiderung, und Ludwig Gerold fragte sich vergeblich, ob er vielleicht ahnungslos etwas gethan habe, ihren Unwillen zu erregen. Zu langem Kopfschütteln freilich ließ sie ihm garnicht Zeit. Denn nach einer kurzen Minute des Schweigens stand sie plötzlich auf, winkte die Wirthin, die mit ihrem Strickstrumpf abseits an einem anderen Tische saß, zu sich heran und verließ nach einigen geflüsterten Worten mit ihr das Zimmer.

Etwas bestreuet zwar, doch noch immer nichts Schlimmes vermuthend, harrte Ludwig ihrer Wiederkehr. Aber eine Viertelstunde verrann, ohne daß ihre schlankte Gestalt und ihr liebes Gesichtchen wieder in der Thür erschienen wären. Um seine Ungeduld zu beschwichtigen, trat er an das Fenster, gegen das noch immer die schweren Regentropfen klatschten. Und das erste, was er zu seiner grenzenlosen Bestürzung draußen auf der schlammigen Dorfstraße gewahrte, war seine schöne Unbekannte, die eben in ihrem Radelrimentkostüm aus dem Hause trat, ihre Maschine neben sich herschiebend und offenbar im Begriff, ohne Abschied davon zu fahren.

Seine erste Eingebung war, das Fenster aufzureißen und sie durch einen bittenden Zuruf zurück zu halten. Aber wie er auch riß und rüttelte, der widerspenstige Flügel gab nicht nach. Und die wenigen kostbaren Sekunden, die er mit seinem fruchtlosen Bemühen verloren, waren für das junge Mädchen Zeit genug gewesen, sich in den Sattel ihres Stahlrosses zu schwingen und es — unbekümmert um Morast und Pfützen — sofort in die rascheste Gangart zu setzen. Es war eine richtige Flucht, daran konnte der arme, betrogene Ludwig wohl nicht länger zweifeln. Und was ihn am tiefsten betrübt, war die tränkende Thatsache, daß sie ihm nicht einmal ein letztes flüchtiges Kopfnicken, nicht einen letzten freundlichen Blick vergönnte. Mit abgewandtem Köpfchen fauste sie dahin, daß das Wasser unter den Gummireifen aufspritzte. Und ehe er noch in seiner maßlosen Ueberraschung zu irgend einem Entschluß hatte gelangen können, war sie hinter dem nächsten Hause des Dorfes seinen trübseligen Blicken entschwunden.

Was half es ihm jetzt noch, daß er vor die Thür hinauslief und den Sonntagsrock des Wirthes dem strömenden Regen preisgab! Er hätte ein berufsmäßiger Schnellläufer sein müssen, um den schönen, grausamen Flüchtling einzuholen. Und beschämt von dieser niederschmetternden Erkenntniß kehrte er schweren Herzens in die Gaststube zurück. Die junge Wirthin war wieder da, und ihre sonderbaren, wie ihm scheinen wollte spöttischen Blicke trugen wahrlich nicht dazu bei, seine Stimmung zu verbessern. Zögernd nur entschloß er sich zu fragen, ob das Fräulein irgend eine Bestellung für ihn hinterlassen habe. Und noch unsicherer kam er, als die Wirthin kopfschüttelnd verneint hatte, mit der Frage heraus, ob sie ihm nicht vielleicht einige Auskunft über die Persönlichkeit der jungen Radelrin geben könne.

Aber die Frau wußte nichts von ihr — rein garnichts. Oder sie hatte den Befehl erhalten, nichts zu wissen. Denn Ludwig Gerold war mit einemal voll Mißtrauen, nicht nur gegen seine liebliche Unbekannte, sondern gegen die ganze Welt. In selbstfüchtigem Undank alle die Freundlichkeiten vergessend, die er von dem wackeren Ehepaar erfahren, vertauschte er hastig den Sonntagsrock des Wirthes mit seinem noch nassen Jackett und verlangte ziemlich kategorisch die Rechnung für das genossene Mahl. Es bereitete ihm einen neuen Verdruß, als er erfuhr, daß seine Begleiterin

ihren Antheil an der kleinen Zeche auf Heller und Pfennig berichtigt hatte.

Nicht einmal für diese armseligen paar Groschen also hatte sie in seiner Schuld bleiben wollen. Und unfreundlicher hätte sie ihm wahrhaftig nicht zu verstehen geben können, daß sie nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wolle. —

Als Ludwig Gerold am späten Nachmittag wieder in seinem Neustädter Gasthof anlangte, hatte er das Aussehen und auch ungefähr die Gemüthsstimmung eines Iobens aus dem Wasser gezogenen Selbstmordkandidaten. Er würdigte den Oberkellner, der mit seiner ungenauen Wegbeschreibung an allem schuld war, keines Blickes und blieb, nachdem er den Anzug gewechselt hatte, für den Rest des Tages auf seinem Zimmer, eine Beute widersprüchsvoller Empfindungen, unter denen indessen die Empfindung sehnsüchtigen Verlangens nach einem Wiedersehen mit der schönen Unbekannten schließlich über alle Bitterkeit und allen Groll den Sieg davontrug. Mit dem Gedanken an sie schloß er ein, und bis in seine Träume verfolgte ihn ihr reizendes Bild.

Pünktlich mit der ersten Post traf am nächsten Morgen das Antwortschreiben des Herrn Gerold sen. ein. Wie Ludwig es nicht anders erwartet hatte, zeigte er sich von dem übersandten Vertragsentwurf sehr wenig entzückt. Und es war deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen, daß er sich nur schweren Herzens entschloß, in die geschäftliche Verbindung mit der Firma Obermeyer und Bracke einzutreten. Aber der Bohn über Wilhelm Paetow's unfreundlichen Absagebrief mußte immer noch mit unverminderter Stärke in seinem Herzen lebendig sein, da es am Schlusse des Schreibens hieß:

„Wenn günstigere Bedingungen durchaus nicht zu erlangen sind, so magst Du in Gottes Namen abschließen. Denn ich will lieber eine Zeit lang mit Verlust arbeiten, als daß ich auf meine Genugthuung diesem Paetow gegenüber verzichte. Er soll und muß inne werden, daß ich mich nicht ungestraft beleidigen lasse.“

Nun hätte sich Ludwig als ein gehorsamer Sohn mit diejem Briefe ja eigentlich ohne weiteres zu Herrn Obermeyer begeben müssen. Aber nachdem er den spitzfindigen Vertrag noch einmal aufmerksam durchgelesen hatte, konnte er sich nicht dazu entschließen. Seit dem Erlebnis vom gestrigen Tage hatte er alles Vertrauen zu den Menschen verloren. Wenn man sich sogar in einem Wesen von der Art seiner holdseligen Unbekannten so schmählich täuschen konnte, auf wieviel unangenehmere Erfahrungen mußte man dann nicht bei einem Manne von der zweifellosen Verschlagenheit und Hinterhältigkeit dieses Herrn Obermeyer gefaßt sein!

Noch eine Stunde lang ging er mit sich zu Rathe, dann beschloß er, zum erstenmal in seinem Leben, dem ausgesprochenen Willen des von ihm hochverehrten Vaters entgegen zu handeln und auf eigene Verantwortung einen Schritt zu thun, der ihm von vornherein als der vernünftigste und zweckmäßigste erschienen war. So unversöhnlich konnte ja der Groll des alten Herrn nicht sein, daß er auch einem freundlichen Wiederannäherungsversuch des langjährigen Geschäftsfreundes standgehalten hätte. Und in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, Herrn Wilhelm Paetow zu solchem Versuche zu bewegen, lenkte Ludwig seine Schritte nach dem rasch erfragten Geschäftslokal des in der ganzen Stadt hoch angesehenen Kaufmannes.

In dem großen Hauptkontor, das er zunächst betrat, kam einer der Angestellten auf ihn zu, sich nach seinem Begehre zu erkundigen. Er nannte seinen Namen und äußerte den Wunsch nach persönlicher Rücksprache mit dem Chef. Aber mit einer Miene des Bedauerns wurde ihm der Bescheid, daß Herr Paetow schon seit vierzehn Tagen zu seiner Erholung im Bade weile. An eine solche Möglichkeit hatte bisher Ludwig ebenso wenig gedacht, als sie beim Empfang des unglückseligen Briefes seinem Vater in den Sinn gekommen war. Und um so lebhafter war die Freude, die er jetzt darüber empfand. Denn nun erklärte sich ja das unbegreiflich

schroffe Auftreten der Firma wahrscheinlich sehr einfach aus dem eigenmächtigen Vorgehen eines Prokuristen, der über die bestehenden Verhältnisse vielleicht nicht genügend unterrichtet gewesen war. Es mußte ein Leichtes sein, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, und da er jetzt unter keinen Umständen unverrichteter Dinge wieder umkehren wollte, ersuchte Ludwig den Kommiss, ihn bei dem Stellvertreter des abwesenden Chefs zu melden.

Der junge Mann entfernte sich, und es verging eine auffallend lange Zeit, ehe er zurückkam. Höflich forderte er den Sohn des Fabrikanten auf, ihm zu folgen und öffnete ihm eine Thür, auf deren Milchglascheibe in schwarzen Buchstaben die Aufschrift „Privat-Kontor“ zu lesen war. Ludwig trat über die Schwelle, aber der beabsichtigte Gruß erstarrte ihm auf den Lippen, und wie angewurzelt stand er mit weit aufgerissenen Augen da. Denn die Ueberraschung, die ihm hier beschieden war, ging im ersten Moment wirklich über sein sonst keineswegs schwerfälliges Fassungsvermögen hinaus.

Die einzige im Zimmer anwesende Person nämlich war eine Dame. Und diese Dame sah er heut nicht zum erstenmal, sondern ihr hübsches, frisches Gesicht war seinem Gedächtniß eingepreßt, wie das keines anderen weiblichen Wesens. Hatte er es doch gestern ein paar Stunden lang mit immer neuem Entzücken betrachtet! Und war es ihm doch sogar während des unruhigen Schlummers dieser Nacht als ein holdes Traumgebilde erschienen!

Dies schlanke junge Mädchen im einfachen englischen Kleide, dessen einzigen Schmuck der schmale schneeweiße Halskragen bildete — es war ohne allen Zweifel die Madlerin aus dem Walde von Hellbrunn. Und diese Gewißheit konnte für Ludwig Gerold auch dadurch nicht erschüttert werden, daß ihr Antlitz heute einen ganz anderen Ausdruck zeigte als bei der gestrigen Begegnung. Da war nichts mehr von der liebenswürdigen Heiterkeit, die ihn gestern auf den ersten Blick gefangen genommen, nichts mehr von dem herzwinnenden Lächeln der rothen Lippen und der strahlenden braunen Augen. Ein tiefer, beinahe finsterner Ernst sprach heute aus den feinen, regelmäßigen Zügen. Und die kleine scharfe Falte zwischen den schön geschwungenen Brauen nahm sich fast drohend aus auf der sonst so glatten weißen Stirn.

Sie hatte sich langsam aus ihrem Schreibstisch erhoben und stand kerkengerade vor ihm da. Weil dem Eintretenden Gruß und Anrede in der Kehle stecken geblieben, war sie es, die zuerst das Wort ergriff:

„Guten Morgen, Herr Gerold! Man sagte Ihnen vermuthlich bereits, daß mein Vater nicht in Neustadt anwesend ist. Wann ich Ihnen statt seiner mit irgend etwas dienen?“

Ihre Stimme, die gestern einen so weichen, melodischen Klang gehabt hatte, war kaum wieder zu erkennen, und nimmer hätte Ludwig es für möglich gehalten, daß ein menschliches Wesen sich über Nacht so von grund aus verändern könne. Aber er schüttelte endlich sein lähmendes Erstaunen ab und sagte, indem er einen Schritt näher auf sie zutrat:

„Ihr Vater? — Ich habe also die Ehre mit Fräulein Paetow? Und wir waren, als der Zufall uns gestern zusammenführte, gewissermaßen schon alte Bekannte.“

„Bekannte? Daß ich nicht wüßte. Es haben, soweit mir erinnerlich ist, bisher doch nur rein geschäftliche Beziehungen zwischen Ihrer Firma und der unsrigen bestanden.“

Der eiskalte, unzweideutig abweisende Ton, den sie da anschlug, that ihm weh. Und da er sich bewußt war, die seltsame Veränderung in ihrem Benehmen durch nichts verschuldet zu haben, erhielt auch seine Erwiderung einen etwas trostigen Klang.

„Ich glaube nicht, mein gnädiges Fräulein, daß Ihr Herr Vater es so ansah. Sein Verkehr mit dem meinigen hatte vielmehr stets den Charakter einer wirklichen Freundschaft.“

„Darüber mögen Sie allerdings besser unterrichtet sein als ich. Aber ich darf wohl annehmen, daß irgend eine bestimmte

Abficht Sie hierher geführt hat. Und da ich mit Arbeit leider sehr überhäuft bin — —“

Sie hatte es mit der ganzen Würde und Gemessenheit eines verknöcherten Geschäftsmannes sagen wollen, aber sie war doch nur eine mäßige Schauspielerin. Und die Haltung, die sie da angenommen, stand ihr so wenig natürlich zu Gesicht, daß Ludwig Gerold anfing, die Metamorphose, die ihn im ersten Moment so sehr verblüfft hatte, einigermaßen belustigend zu finden.

„Natürlich komme ich in einer bestimmten Absicht,“ fiel er ihr lächelnd ins Wort, „nämlich, um mich zu erkundigen, wie Ihnen das gestrige Abenteuer bekommen ist, und um —“

Jetzt aber war sie es, die ihn nicht ausreden ließ.

„Verzeihen Sie, Herr Gerold, wenn ich Sie bitten muß, sich auf Geschäftliches zu beschränken. Nur unter dieser Voraussetzung konnte ich einwilligen, Sie während der Kontorstunden zu empfangen.“

„Aber, um alles in der Welt, mein gnädiges Fräulein, ich kann doch mit Ihnen nicht über Waarenlieferungen und Fakturen und andere derartige grausam nüchterne Dinge reden?“

„Weshalb nicht? Dazu bin ich ja hier. Soweit meine Kenntnisse und meine Vollmachten reichen, stehe ich Ihnen ganz zu Diensten.“

„Das ist sehr freundlich. Aber es geht doch nicht. Denn — wenn es nun einmal gesagt werden muß — ich bin gekommen, um mich mit dem Herrn auszusprechen, der uns vor einigen Tagen einen so energischen Brief schreiben ließ.“

„Dazu ist Ihnen jetzt Gelegenheit gegeben. Denn die Verantwortung für jenen Brief trage ich!“

„Sie?“ fragte er in neuem, ungläubigem Staunen. „Aber das ist doch garnicht möglich. Ohne allen Zweifel war es Ihr Prokurist, der ihn geschrieben.“

„Es giebt in unserm Hause keinen anderen Prokuristen als mich. Ich bin seit zwei Jahren als Gehülftin meines Vaters thätig, und vor einigen Monaten ist mir Procura ertheilt worden. Sie werden mir danach jetzt wohl Glauben schenken, wenn ich Ihnen wiederhole, daß der Brief nach meinem Diktat geschrieben und von mir unterzeichnet worden ist.“

„Wie dürfte ich es nach einer so bestimmten Erklärung länger in Zweifel ziehen? Aber ich bin wirklich in größter Verlegenheit, wie ich es anfangen soll, des weiteren mit Ihnen darüber zu sprechen. Können Sie mir nicht für den Anfang ein wenig zu Hülfe kommen, mein verehrtes, gnädiges Fräulein?“

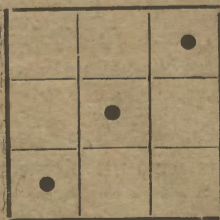
„Ich heiße Martha Paetow. Und da wir nicht auf einem Walle sind, genügt es vollkommen, wenn Sie mich einfach mit meinem Namen anreden, Herr Gerold! Was aber den erwähnten Brief betrifft, so vermag ich den Nutzen einer weiteren Auseinandersetzung nicht einzusehen. Ich habe ihn ganz so abgefaßt, wie es mir im Interesse des von mir vertretenen Hauses geboten schien. Und ich könnte seinen Inhalt selbstverständlich auch jetzt nur Wort für Wort aufrecht erhalten.“

(Schluß folgt).

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Magisches Zahlenquadrat.



In die Felder nebenstehenden Quadrats sind 9 verschiedene Zahlen derart einzutragen, daß in die schwarzen Felder aufeinanderfolgende Zahlen kommen und die Summe jeder wagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden Diagonalreihen 33 ist.

## Bilderräthsel.

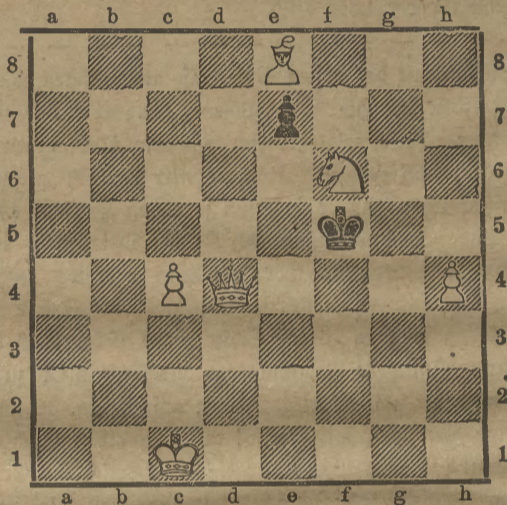


## Räthsel.

Auf der Erde kriech' ich,  
Fleißig ohne Gleichen.  
Aber kopflos siehst Du  
Durch die Luft mich streichen.

## Schachaufgabe.

Von B. Mikhska in Lysse.



Weiß.

(6+2)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

## Auflösung des Bilderräthfels.

In der Noth frißt der Teufel Fliegen.

## Auflösung des Telegraphenräthfels.

Flachs, Wien, Dante, Bier. — Flieder.

## Auflösung des Wortspielräthfels.

Hall — Hals — Halm.

## Auflösung des Arithmogriphs.

Pfingstreife (Peter, Ginster, Feige, Ring, Stern, Geier, Eisen, Pfeife.)

## Auflösung des Silbenversteckräthfels.

Geduld erleichtert jede Last.

## Auflösung des Kapselräthfels.

Pallesta, Kaufmann, Herdenbesitzer, Meister, Scheitel.  
Alles auf Erden ist eitel.

## Auflösung der Statanaufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a, bB, aA, D, 9; bA, K, 9; dA, K.  
M. cB, a10, K; bD, 8; cA, K, 9, 8; d9.  
S. dB, a8, 7; b10, 7; c10, D, 7; d10, D.  
Stat: d8, 7.

Spiel:

1. B. bB, a10, a8. 2. B. aB, aK, a7.  
3. B. a9, cB, dB (-4). 4. M. d9, dD, dK.  
5. B. dA, b8, d10. 6. B. b9, bD, b10 (-13).

Die andern Stiche macht der Spieler; die Gegner sind also nur bis 17 gekommen.

Richtige Lösungen gingen ein von: Paul Kieme, Fritz u. Elsa Mordt, Richard u. Hermann Schulz, Felix Golownitsch, Waldemar u. Martha Thiel, Erna Radtke, Elsa Ohnke, Alma Kollenhagen, Bromberg. F. Boß Prinzenthal, Josef Kwietniewski Labischin, Ella Engelhardt Essen.